

(Nachdruck verboten.)

Der Müllerhannes.

31]

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Eine wahre Gier ergriff den Hannes — warum hatte der Noldes auch gesagt: es geschehen Wunder. Log der alte Mann in seinem schneeweißen Haar? Nein, 's war ihm nicht wie eine Lüge über die Lippen gegangen. Es war schon wahr — Wunder — hier mußte ein Wunder geschehen! Und wie ein Ertrankender, der nach dem Strohalm greift, faßte der Begehrende in die dunkle Luft mit beiden Händen und schloß die Fäuste, als gälte es schon einen Zipfel vom abgeschabten Köcklein seines Alten zu fassen. Nichts — leer die Hände — kein Wunder!

In ohnmächtiger Wut begann der Ungeduldige zu fluchen, aber dann fiel ihm ein: beten — hatte der Noldes nicht gesagt, beten muß man dabei? Ah beten, bitten, betteln — das war nicht nach seiner Art, nein!

Unnützig warf der Trotzige den Kopf zurück; aber er hörte immer wieder den Noldes sprechen: „nur beten muß man!“ Der Noldes war ein Egel, was der sagte! Ueberhaupt, wer hatte dem Respekt vor dem?! Die Bauern im Dorf? Noch lang nicht! Kaum die Weiber und die Schulkinder. Und des Noldes Oberen sahen schon lange scheel — olau, wie kann man sich nur von dem verkündeten, armseligen Pastorchen so ein Märchen aufbinden lassen?! Wunder?! Es geschehen keine Wunder mehr!

Und doch faltete Hannes jetzt plötzlich die Hände — seinen Alten würde er doch gar zu gern wiedersehen.

Es war ein wunderliches Gebet, daß der Müllerhannes zusammenstoppelte; er ächzte dabei und große Tropfen Schweiß rannen ihm in Hast und Drang übers Gesicht. —

Am Morgen schien die Sonne hell, die am Abend vorher zum erstenmal gezeigt, daß sie überhaupt noch da sei. Ganz oben am Schnee der Hänge leckte sie, leckte mit scharfer Zunge die Ackerlein blank, daß die ihre dunkle Krume zeigten. Die häuerlichen Köpfe, die eingeduselt waren im langen Frost und Schnee, fingen auf einmal an zu denken: Im März nimmt der Bauer den Pflug beim Sterz — in ganz Maarfelden rührte sich's.

Auch Fränz stand am Mühlengiebel, das Kleid hoch geschürzt, die Füße auf einem Stein und bedachte eben, wie sie hinüberkommen sollte durch das Wasser, das statt all des Schnees den Pfad jetzt übergoß. Zwischen den Weiden lag noch Schnee, aber nicht mehr viel, hier und da guckte schon die Erde durch — Fränz schirmte mit der Hand die Augen gegen die blendende Sonne: ob sie da zwischen den Weiden neben dem Pfad vielleicht trockenen Fußes durchkam? Sie guckte und guckte — plötzlich wurde ihr Gesicht lang, ganz blaß. Sie reckte sich auf den Zehen, die Augen riß sie auf, schreckhaft weit — einen zitternden Atemzug that sie, ein paar Schritt watete sie näher — noch ein paar Schritt — und jetzt ließ sie den Korb, darin sie im Dorf Salz und Kaffee zu kaufen gedacht, fallen, stieß einen lauten Schrei aus und sprang, gejagt, mit ein paar wilden Säten zur Hausthüre zurück, daß das nasse Schneewasser, in das sie achtklas patzte, ihr bis an die Ohren spritzte.

Drimmen saß der Müllerhannes allein, die Ellenbogen aufgeschliff. Sein Gesicht war finsterner denn je. Die Sonne ärgerte ihn, die tanzende Kringle vor ihm auf den Tisch warf. Wie durfte die lachen, wenn er wartete?

Er hatte gebetet — gebettelt wie ein Lumpenkerl — und nun — he, wo blieb nun dem Noldes sein Wunder?! Pfiff nicht der Thauwind ihn draußen aus?!

Da wurde die Stubenthür aufgerissen, Franz stürmte herein. Beide Arme vorgestreckt, stürzte sie gegen den Vater; ihre Lippen zitterten, ihre Zähne klapperten, kaum daß sie's herausbrachte im plötzlichen Schrecken, halb lachend, halb weinend:

„Den Großvadder — den Großvadder — unter den Weidenbäum' — Vadder, da is hän!“

XVIII.

Die Maarfeldener wunderten sich darüber, daß der Müllerhannes alles so ruhig hinnahm, als man seinen Alten begrub.

Sie hatten doch erwartet, er würde wenigstens tüchtig weinen; verdient hatte sich das wahrlich der gute alte Mann um den Sohn.

Die alte Kirchweilern weinte desto mehr: nun da der Matthes für tot im Kirchenbuch eingetragen stand, erlosch auch die Rente, die der Bonifacius-Verein so lange noch immer gezahlt. Sie jammerte und rang die schwachen Hände — nun war das größte Unglück über sie hereingebrochen, sie mußte aus ihrem Haus. Das wollte der Bonifacius-Verein verkaufen. Und wo kriegte sie denn nun ihren Kaffee her, und wo ihren Beeden? Oh, daß ihr Mann auch so schlecht für sie gesorgt! Die Thaler für ihrer beider Begräbnis hatte er wohl beiseite gelegt, aber an seine Wittib bei ihren Lebzeiten hatte er nicht gedacht.

Sie klagte den Toten mit Bitterkeit an. Der konnte ja nicht sprechen: „Ertüf, ich han gemeint, ich um Du sein eins!“

Der Sohn sprach rasch: „Mutter, Du kömmt bei mich!“ Aber davon wollte sie nichts wissen: in die Mühl', die nicht mehr die Mühle von früher war, in die Mühl' mit dem kaputen Dach, das dem Vater immer so geärgert, das man so wie so nicht lang mehr überm Kopf haben würde — nein, nein, dann lieber gleich in's Armenhaus! Sie widerstand eigensinnig. Mit Gewalt fast mußten sie die Großmutter holen.

Sonst wäre Hannes aufgebraust, jetzt ertrug er das Gejammer mit leidlicher Geduld. Nur auf den Vater litt er kein böses Wort. Wie der da gelegen hatte, im grünbraunen Flauschrock, mit den abgeschabten Ellenbogen, das Tuch um den Hals, die Pelzmütze über den Ohren — gefroren war die Leiche unterm Schnee gewesen all die Zeit — keine Münzel hatte sich geändert in dem alten, vertrauten Gesicht! Und friedlich sah's aus, freundlich — —, Hannes, wat machste, mein Hannes, wat denkste dann eweil?“ — — Noch einmal, leibhaftig, hatte er sich dem Sohn gezeigt — nun war er dem heilig.

Oben auf dem Kirchhof am Berghang, neben die Tina war der Alte zu liegen gekommen. Drum herum ging das Leben weiter seinen Gang. Auf den Ackerchen wurden Kartoffeln gelegt und Runkelrüben gepflanzt; trafen sich wo zwei, so ging gewiß die Rede: „No, wie stehn eweil Dein' Grumbieren“, mein Rummeln“ sein äwer schon's groß!“

Auf den grünen Rasenstückchen zwischen den hängenden, goldgelben Ginsterstauden kletterten die weißen und grauschwedigen Ziegen von Maarfelden und ihre Hüter, die schmutznasigen Schulbuben und Mädchen äfften mit ihren jungen Stehlen das zufrieden-fatte Gemecker nach.

Der Buchenbusch hatte sich saftgrün gefärbt, die Brombeer-ranken trieben, die Haselnußstauden blühten. Pfarrer Noldes hatte jetzt gute Zeit, denn am Maar hatten die Weiden tausend junge biegsame Schößlinge und neue Binsen standen dicht im Kranz.

Der Wittgang um die Bemartung war schon abgehalten — voran der Küster mit der Fahne, dann der greise Pfarrer mit den zwei weihrauchschwingenden Knäbchen, hinterher die ganze Gemeinde, Männer und Weiber; so waren sie inbrünstig betend und singend gezogen, hoffte doch ein jeder für sein Stückchen Acker einen besonderen Segen.

Es war ein herrlicher Mai. Anstatt des Frostes, den er sonst noch oft gespendet, gab er heuer Sonne mit vollen Händen, und als der Juni kam, wogte selbst auf der Höhe der felsigen Bergklippen der Roggen wie ein grünes Meer. Ganz Maarfelden jubelte.

Nur in der Maarfeldener Mühle war's still. Das Dach dripte immer noch; es war nicht geflickt worden, wozu auch? Damit andre trocken saßen? Nein, mochte nur alles verfallen, jetzt, wo man doch heraus mußte!

Die Sparbank hatte ihre Hypotheken gekündigt — kein Wunder, wie kam sie dazu, ihre Binsen wegzuschmeißen? Der Kirchweiler kam ja doch zu nichts mehr, dem war nicht zu helfen, er war ein notorischer Lump — wenigstens sagten so die Gewährsmänner.

Noch einmal ließen die Müller oben am Bach anfragen,

*) Kartoffeln.

**) Runkelrüben.

ob der Maarfeldener Müller ihr vernünftiges Angebot auf seine Mühle vielleicht jetzt annehme, sie würden sich dann schon mit der Sparbank arrangieren und ihm noch was herausbezahlen; bei Zwangsverkauf fielen doch so gut wie gar nichts mehr für ihn ab — aber da erboste sich Hannes so gewaltig, daß er den harmlosen Mittelsmann zum Hause hinauswarf.

Nun war's aus — ha! Er empfand's fast wie eine Erlösung. Von den Rivalen eine Gnade annehmen, und sei's auch nur eine Gefälligkeit — nein! Dann lieber mit Pauken und Trompeten kaputt gegangen! Der Bank alles in den Rücken geschmissen, aber auch alles!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die fabrik.

(Scene aus einer Sitzung des Grundbesitzervereins zu Waldfrieden.)

Von Ernst Preczang.

Das Vereinszimmer ist überfüllt, die Mitglieder befinden sich in einer erregten Unterhaltung.

Präsident (läutet): Ich bitte um Ruhe. (Es wird mäschenstill.) Meine Herren! Wir kommen nun zu dem wichtigsten Punkt unserer heutigen Tagesordnung (mit erhobener Stimme): „Wie stellen sich die Grundbesitzer der Villenkolonie Waldfrieden zu der beabsichtigten Errichtung einer Fabrik?“ Meine Herren! Aus Ihrem so zahlreichen Erscheinen ersehe ich zu meiner Freude, ein wie lebhaftes Interesse Sie alle an dem unerhörten Projekt nehmen, das uns bedroht. Ich kann wohl sagen, daß die erste Mitteilung von diesem Plan in unsre kleine, weltabgeschiedene Gemeinde wie eine Bombe eingeschlagen hat! (Lebhafte Zustimmung.) Wie eine Bombe, die von ruchloser Hand in das stille Heim friedliebender Menschen geschleudert wird! Denn dieses unglaubliche Projekt bedeutet in der That die Zerstörung unsrer Ruhe, die Vernichtung unsres mit Mühe und Opfern errichteten Heims, die vollständige Untwölzung! Wenn dieser Plan, was Gott verhüten möge, zur Ausführung kommt, so ist der Name Waldfrieden ein Hohn auf die Wirklichkeit! (Bravol — Der Redner wippt sich den Schweiß von der Stirn.) Ich verlese Ihnen zunächst die bezügliche Notiz aus der letzten Nummer des Kreisblattes. Sie lautet: „Unser benachbarten, so idyllisch gelegenen Villenkolonie Waldfrieden steht eine Veränderung bevor, die den anheimelnden Charakter des kleinen Häuserkomplexes in sein Gegenteil verkehren dürfte. Herr Heinrich Münz, langjähriger Villenbesitzer in Waldfrieden, bekannt durch seine umfassenden Landankäufe in hiesiger Gegend, beabsichtigt, seine Berliner Fabrik mit einem Personal von ca. 500 Köpfen nach Waldfrieden zu verlegen. Mit den notwendigen Bauten soll sofort nach behördlicher Genehmigung der Pläne begonnen werden.“ (Große Unruhe.) Meine Herren! Herr Münz ist aufwendig. Bevor wir in unsre Verhandlungen eintreten, richte ich die Frage an den Genannten, ob diese Mitteilung der Wahrheit entspricht.

Münz (lächelnd): Thatsache. (Empörung.)

Präsident: Nun! Es ist mir besonders schmerzlich, daß ein angesehenes Mitglied unsres Vereins es unternimmt, unsre Bestrebungen in einer so trappanten Weise zu ignorieren und geradezu illusorisch zu machen! Auch Herrn Münz dürfte es doch wohl bekannt sein, daß der Hauptzweck unsrer Vereinigung darin besteht, den in gewisser Beziehung exklusiven Charakter unsrer Kolonie zu wahren. Wir wollen nicht Hinz und Kunz in unsrer Mitte haben! Die Errichtung der Fabrik aber bedeutet eine Ueberschwemmung unsrer Gegend mit Elementen, die nicht hierher gehören — Leuten, welche die Herrlichkeit und den Frieden unsrer Naturumgebung nicht zu schätzen wissen. Es wird also unsre Aufgabe sein müssen, Mittel und Wege zu suchen, um die Realisierung der Münz'schen Pläne zu verhindern. (Allseitige Zustimmung.)

Kaufmann Müller: Ich schide voraus, daß ich auch kein Freund von ungewaschenen Gesichtern bin. Aber ich möchte doch darauf hinweisen, daß für die wenigen hier ansässigen Geschäftsleute eine kleine Vermehrung der Einwohnerzahl höchst wünschenswert sein muß. Vielleicht könnten auch wir darauf verzichten, wenn die hier bereits wohnenden Herrschaften nicht den größten Teil aller Waren aus Berlin beziehen würden. So, wie die Dinge jetzt liegen, können wir Geschäftsleute nicht leben und nicht sterben. (Beizeugtes Bravol!)

Herr Gadmeffer: Was die Beschäftigung anbelangt, so geht meine unmaßgebliche Meinung dahin, daß man erst Geld verdienen muß und dann in die Villa zieht. Hier ist natürlich nichts zu holen. Wer zu uns kommt, muß Aische mitbringen. Ich habe mir meine Moneten noch erst uff'n Centralviehhoff geholt, eh' ich mir mein Häufchen gebaut habe. Hungerleider woll'n wir in unsre bessere Gesellschaft nicht haben und ungebildete Elemente schon jarnisch. Meine Meinung geht also dahin, daß ich jeden der Perjekt bin.

Präsident: Ich möchte die Aufmerksamkeit der Anwesenden namentlich auf die gesundheitliche Seite der Frage lenken. Es ist zweifellos, daß der Qualm, welcher Tag und Nacht aus den Fabrik-schornsteinen strömt, nicht nur die Vegetation hemmen und den Wald veräuchern wird, sondern eine allgemeine Luftverschlechterung wird die Folge sein. Da ist es wohl angebracht, einmal die Frage auf-

zuwerfen: Warum haben wir uns hier ansässig gemacht? Ich glaube, von Ihnen allen mit wenigen Ausnahmen würde ich die Antwort erhalten: weil wir das enge, gedrängte Zusammenwohnen der Menschen als gesundheitschädigend erkannt haben! Weil wir unsre Familie vor Krankheit und Siedtum bewahren, weil wir ihr den Ernährer auf eine möglichst lange Zeit erhalten wollten! (Stürmische Zustimmung.) Ja, meine Herren! Darum handelt es sich! Wir können nicht dulden, daß der Krankheitskeim in unsre Häuser getragen wird! Wer die Veranlassung dazu giebt, stiehlt uns von unserm Leben! Er handelt im höchsten Grade unsozial und inhuman, indem er die pflichtmäßige Rücksicht auf seine Mitmenschen außer acht läßt! (Händeklatschen.)

Münz (lächelt).

Gadmeffer: Der Mann lacht noch! Ich möchte jerne die Gründe wissen, wie der Mann dazu kommt, uns die Luft zu verfränkern, die wir mit schweren Ries berappt haben! Wozu läßt er seine Fabrik nicht da, wo se is? Er braucht ja nicht rein zu gehn, wenn er keene Lust hat. Er kann ja hierbleiben!

Münz: Sehr gültig. Ich habe natürlich keine Veranlassung, Herrn Gadmeffer über meine Gründe, die geschäftlicher und technischer Natur sind, Auskunft zu geben. Wenn es aber zur Beruhigung der Anwesenden dient, so will ich bemerken, daß die Fabrikgebäude an die äußerste Ostgrenze meiner Ländereien placiert werden sollen, das heißt: eine gute Viertelstunde entfernt von der nächstgelegenen Villa. Der gefürchtete gesundheitschädigende Einfluß dürfte mithin gleich Null sein. Es wird doch niemand geglaubt haben, daß ich mir die riesigen Strecken Land gekauft habe, um Schafe darauf zu weiden?

Dr. med. Karst: Ich kann mich dem Protest gegen das Projekt nicht anschließen. Und zwar hindern mich daran gerade allgemeine Rücksichten humaner Natur. Wenn es auch wahr sein mag, daß eine minimale Luftverschlechterung die Folge der Inbetriebsetzung jener Fabrik sein würde, so müssen wir doch daran denken, welche wesentliche Verbesserung ihrer gesundheitlichen Verhältnisse für die in der Fabrik beschäftigten 500 Personen eintreten müßte! In unsrer reinen Atmosphäre würden die schädigenden Einflüsse der Fabrikarbeit sich um ein Bedeutendes reducieren; gesunde Arbeiterwohnungen, vielleicht Ein- und Zweifamilienhäuser, würden ein Ubriges in dieser Hinsicht thun, und die Arbeiterjugend könnte unter wesentlich günstigeren Bedingungen als sonst heranwachsen. Die hohen Mortalitätsziffern der Industriestädte beweisen aufs Handgreiflichste, daß eine Verbesserung der hygienischen Arbeits- und Lebensbedingungen gerade für die breiten Volksmassen zu einer Notwendigkeit geworden ist. Darum müssen wir wünschen — ja, ich gehe noch weiter: wir müssen mit allen Mitteln es zu fördern suchen, daß die großen Fabriken in den gesündesten Gegenden unsres Vaterlandes isoliert werden, allen Hindernissen zum Troß. Ich begrüße deshalb das Projekt des Herrn Münz aus allgemeinen sozialen Gründen mit großer Freude. (Murren und Gelächter.)

Gadmeffer: Der Doktor is 'n ganz netter Kerl, aber wat zu viel is, is zu viel. Am Ende schiden wir die Rasselbände noch 'ne höfliche Einladung, was? Die Arbeiter soll'n man gesund leben, denn werden se doch gesund sein! Ich habe zwanzig Jahre in Berlin gehabt und nun seh'n Se mir an: sehe ich aus wie Gener, der ins Grab sinkt? Ich sage, die Luft hat mit die Gesundheit jarnisch zu dhun! Ob ich in Berlin in 'n Keller wohne oder hier in meine Villa, det is immer gesund, wenn man die richtige Lebensart da is! (Beifall.) So viel Luft, wie der Mensch braucht, kriegt er überall umsonst!

Präsident: Es wünscht niemand das Wort mehr. Ich beantrage, dem Vorstand unsres Vereins aufzugeben, einen geharnischten Protest auszuarbeiten und diesen in unsrer Kolonie circulieren zu lassen. Derselbe wird dann mit den Namensunterschriften an die zuständige Behörde abgehen. Die gemachten Einwände haben mich nicht überzeugt. Ich hoffe im Gegenteile, daß die Optimisten unter uns sich eines Besseren besinnen und sich dem Protest anschließen werden. Sie sind es, wie gesagt, sich selber und ihrer Familie schuldig. Wer also nicht will, daß unsrer herrliches, friedliches Waldfrieden ein schmutziger Proletenort wird, stimme für meinen Antrag! (Stürmischer Beifall. Der Antrag wird mit 47 gegen 5 Stimmen angenommen.)

Kleines feuilleton.

oe. Die Verwandten. „Hier ist ein Brief gekommen,“ meldete das Mädchen. Sie brachte ihn auf einem Teller herein und präsentierte ihn der Hausfrau. Die nahm ihn und drehte ihn hin und her. „Aus Berlin N.? Nun, von wem kann dem der sein?“

Auch die beiden Töchter kamen und betrachteten ihn neugierig. „Die Schrift kenne ich gar nicht,“ sagte Olga; aber Hedwig widersprach: „Doch das große „A“ hab' ich schon wo gesehen, es ist eine Damenhand.“

„Ich habe aber gar keine Bekannte in Berlin N.“ Die Mutter überlegte.

„Na aber, Poß Stuck! Macht den Brief doch auf!“ rief der Vater von seinem Schreibtisch her. Er schüttelte den Kopf: „Jesses, ist mir so was vorgekommen! Ueberlegen 'ne Stunde, von wem der Brief sein kann, statt einfach aufzumachen.“

„Ja das ist eigentlich auch wahr,“ nickte die Mutter und löste das Couvert. Sie überflog das Briefblatt und stieß einen Auf der Ueberraschung aus: „Ach wißt Ihr von wem? Von Lene.“

„Von . . . ?“ Die andern sahen verständnislos drein.
 „Na von Lene Weinhard, von Deiner Cousine“, sie nickte ihrem Mann zu. „Von Onkel Adolfs ältester Tochter. Sie ist aber jetzt verheiratet und heißt Frau Burg.“
 „Ach ja, sie heiratete ja wohl damals“, sagte Hedwig, „heiratete sie nicht 'n Möbelfabrikanten in Erkner?“
 „Möbelfabrikant?“ spottete Olga.
 „'n Möbeltischler war er.“
 „Ja, Weinhardts hatten immer so was Ordinäres“, pflichtete ihr die Mutter bei. „Na ja, solche kleinen Beamten.“
 „Und dann bist Du immerzu hingekannt?“ fragte der Mann etwas ironisch. „Das ging ja fast jeden Tag zu Weinhardts, und ohne Weinhardts Kinder konnten unsre nicht sein.“
 „Na erlaub' mal, Du bist auch hingegangen und hast Dich nachher drüber lustig gemacht. Und wie wir damals dastanden . . . Du keine Stelle und alles im Geschäft verloren . . . Da konnte man noch grade froh sein, daß man mal 'n paar Menschen zum Aussprechen fand. Es waren doch auch Deine Verwandte.“
 „Deine Verwandte . . . spitz' nur nicht so . . . durch 'n Scheffel Erbsen gemessen.“ Seine Stimme klang etwas gereizt.
 „Ach und es war auch immer ganz nett bei Weinhardts“, sagte Hedwig, „laßt nur gut sein. Und wie Tante Emmy immer getörschet hat, wenn wir vor Kummer nicht aus noch ein wußten, das hast Du doch auch oft gesagt, Mama.“
 „Ich weiß ganz allein, was ich gesagt habe, Du brauchst es mir nicht vorzuhalten“, die Mutter erhob ihre Stimme.
 „Ja man hat ganz nette Stunden bei ihnen verlebt“, sagte der Vater.
 „Dann hättest Du doch nicht mit ihnen brechen sollen.“
 „Erlaube mal, das hast Du gethan.“ Er gab seinem Sessel einen hörbaren Ruck.
 „Es kam so durch die Entfernung“, fiel Hedwig ein. Sie hatte entschieden das Bestreben zu vermitteln. „Wir in Halensee, Weinhardts in der Katerstraße . . . da kommt man so ganz von selbst auseinander.“
 „Es war auch ein wahrer Segen, daß es so kam“, sagte Olga.
 „Ja das war es“, nickte die Mutter. „Bei unsren besseren Verhältnissen hätten Weinhardts nicht mehr zu uns gepaßt und jetzt will Lene wieder anfangen.“
 „Ach . . . was schreibt sie denn?“ Die drei andern fragten es beinahe gleichzeitig.
 „Gott, nichts weiter. Sie schreibt, sie wäre wieder nach Berlin gezogen und ihr Mann hätte hier 'ne Anstellung in 'ner Fabrik und sie hätte so viel an uns gedacht und freut sich sehr, daß es uns wieder gut geht. Und daß „Onkel“ die gute Stelle bei der Bank gefunden hat . . . die Mutter mitterte mit dem Briefe . . . und nun möchte sie uns mal besuchen, oder ob wir nicht zu ihr kommen wollten, sie wohnt natürlich wieder in der Katerstraße.“
 Es entstand eine Pause.
 Der Vater zog die Stirn kraus: „Es ist so gar nicht unsre Sphäre.“
 „Na also, nun sagst Du es selbst.“ Die Mutter warf den Brief auf den Nähtisch: „und ich werde angefahren.“
 „Ich hab' Dich gar nicht angefahren, aber immer spitzt Du auf meine Verwandten. Antworte ihr gar nicht, das ist schon das Beste.“
 „Wir können ja hingehen“, höhnte Olga, „am Ende macht sie's auch wie ihre Mutter und bringt die Stullen gleich belegt und noch dazu als Klappstullen auf den Tisch. Und 's Bier für alle Mann in einem Glas.“
 „Aber schöne Schinkenstullen gab's immer“, Hedwig schwelgte offenbar noch in der Nückerinnerung. „Und ich glaube, für uns hat Tante Emmy immer noch extra die belegt, weil sie wußte, daß wir zu Hause nichts hatten.“
 „Ja, gut waren sie alle miteinander.“ Der Vater nickte nachdenklich, die Frau fiel ihm jedoch rasch ins Wort: „Gut? Ja wohl, immer so, als wären wir daselbe wie sie. In den Fingern hat es mir manchmal gefribbelt, daß ich mir all' ihr Mitleid gefallen lassen mußte. Ach wißt Ihr, ich lasse die Lene mal herkommen, sie kam mal sehen, wie es uns jetzt geht. Ich möchte ihr mal zeigen wie wir es gewohnt sind. — Ich lade sie zum Sonntagnachmittag ein.“
 „Au ja, Mama!“ Olga schlug in die Hände.
 „Und dann beden wir den Kaffeetisch recht fein mit dem rosa Damastgedeck und mit dem Meißener Service. Die soll mal gar nicht wissen, wie ihr wird.“
 „Und abends erleuchten wir alle Zimmer und ziehen uns unsre seidnen Blusen an.“ Auch in Hedwig erwachte die Lust am Prahlen.
 „Ja, behaltet sie nur zum Abend hier“, sagte der Vater, „ich werde uns Wein besorgen. Wenn es geht, macht was Warmes, vielleicht 'n Hasenbraten.“
 „Wir machen es fürchtbar fein, Papachen!“ Olga klatschte wieder in die Hände: „Oh die soll der ganzen Verwandtschaft erzählen, was wir wieder für vornehme Leute sind!“
 „Du, ich dächte, das wären wir immer.“ Die Mutter sah sie vertweisend an: „Ja dann schreib' ich ihr also, sie soll uns Sonntag besuchen. Ach Kinder, das ist mir ja solch ein Triumph, daß ich's der ganzen Weinhardtschen Gesellschaft doch noch einmal zeigen kann, seht Ihr, wenn es uns auch mal schlecht ging, wir sind doch was Besseres als Ihr!“ —

— Ein Wiener Fiaker. Aus Wien vom 7. d. M. berichtet das dortige „Ertrablatt“: Der Fiaker Georg Penzer wurde wegen Nichtbeaufsichtigung seines Fuhrwerks zu drei Tagen Arrest ver-

urteilt, wogegen er Einspruch erhob. Gestern fand daher beim Bezirksgericht Josefstadt die Verhandlung statt:
 Richter: „Womit begründen Sie Ihren Einspruch?“
 Angell.: „Drei Tag san m'r z'viel.“
 Richter: „Sie sind schon 115mal vorbestraft, darunter 16mal wegen auffichtslosen Fuhrwerks.“
 Angell.: „Meistens unschuldig . . . i leid' so mit'm Magen.“
 Richter: „Sie haben schon wegen Uebertretung desselben Paragrafen einmal fünf Tage bekommen.“
 Angell.: „Das waren mehrere Gesächichten, da san no a paar andre Paragrafen wie der 430er dabei g'west.“
 Richter: „Jedesmal ist Ihr Zeug in der Teinfallstraße auf derselben Stelle beanstandet worden und jedesmal sind Sie im Kaffeehause.“
 Angell.: „Na ja . . . mein schlechter Magen.“
 Richter: „Wachmann Maurer behauptet, daß Sie die ganze Zeit über geschnapst haben.“ („Schnapsen“ ist ein Startenspiel.)
 Angell.: „Schnapsen darf ma do gar nöt.“
 Richter: „Man darf so manches nicht, auch nicht den Wagen allein lassen.“
 Angell.: „Segn's Euer Gnaden, vor dem Café geht der Wachmann eh allweil hin und her . . . da kam ja nix g'scheg'n.“
 Richter: „Ist denn die Wache zur Verhaftung Ihres Wagens da? Geben Sie jetzt Acht! Es liegt noch eine Anzeige vor . . . Da haben Sie das Zeug schon wieder allein gelassen.“
 Angell.: „Stimmt!“
 Richter: „Außerdem haben Sie noch von früher einmal 24 Stunden und einmal 48 Stunden abzujüten?“
 Angell.: „Richtig! An dös hätt' i beinahe vergessen! Geben's mir dafür, Herr kaiserlicher Rat, jetzt a mildere Straf, sunst sig' i ja mehr im Arrest, als auf'm Bodl!“ (Seiterleit.)
 Richter: „Das wird schwer gehen! Sind Sie verheiratet?“
 Angell.: „Gott sei Dank na! Bei dem Glend sollt Auer heiraten?“
 Das Urteil lautete auf vier Tage Arrest mit einmaligem harten Lager für beide letzte Facten.
 Richter: „Nehmen Sie die Strafe an?“
 Angell.: „I bitt' dös „harte Lager“ thun wir auslassen.“
 Richter: „Hier wird nichts ausgelassen, aber Sie können dagegen ans Landesgericht berufen.“
 Angell. (rasch): „Na, na! Beim Landesgericht war i amol nur, aber nie mehr wieder! Paden m'r alles z'samm, wam's sein muß.“
 Richter: „Sie haben also 4 Tage, 24 und 48 Stunden!“
 Angell.: „Nacht z'samm allurait a Wochen . . . I kumm am Montag! V'hüt Gott!“ —

Musik.

Komponistinnen. In den Erörterungen über Frauenart und Frauenrecht wird regelmäßig selbst von denen, die sich zu beidem günstig stellen, behauptet oder angedeutet, daß die Frauen immerhin dort zu vielem befähigt seien, wo es mehr auf ein Wiedergeben ankomme, dort aber sicher im Stich lassen, wo es das eigentliche Schaffen, eine wirklich schöpferische Zeugungskraft gelte. Nun beachte man folgende zwei einander ähnliche Erscheinungen. Erstens ist dieser Gegensatz zwar nicht etwa richtig, wohl aber sehr elastisch. In den sogenannten reproduktiven Künsten läßt sich originell schaffen, und in der eigentlichen Produktion läßt sich wie mit einer Schraube ohne Ende ein fortwährendes Surrogat für Schöpferkraft ausgießen; und ob der angeblich produktivste Stand, der Bauernstand, mehr Schaffenskraft entfaltet, als es etwa im Stande der Vermittlungsagenten geschehen mag, bezweifeln wir. Setzt man an die Stelle des Gegenstandes von Schaffen und Wiedergeben etwa den von Aktivem und Passivem oder von Positivem und Negativem, so kommt man erst recht nicht weiter, sondern rennt sich nur immer noch mehr ins Nebelhafte hinein. Zweitens: wenn man auf irgend einem Gebiet menschlicher Aeußerungen, sei es die Rede, oder die Handschrift, oder die Litteratur, oder die Wissenschaft, oder die Politik, Leistungen daraufhin bestimmen soll, ob sie von Männern oder von Frauen her-rühren, so versagt das Urteil allermeistens, ausgenommen die, welche unmittelbare Aeußerungen der sogenannten primären und etwa noch der „sekundären“ Geschlechtscharaktere sind (also Fortpflanzung, Stimmklang und Ähnliches). Wohl aber pflegen die in jenen Urteilen Erfahrenen zu unterscheiden zwischen männlichen und weiblichen Charakteren, von denen jedoch dieser auch bei Männern, jener auch bei Frauen vorkommen soll. Nur daß es mit einer näheren Bestimmung dieser Verschiedenheit abermals hapert und nebelt: über die blaffen Gegenfälle von Aktiv und Passiv oder dergleichen kommt man da wieder nicht gut hinaus. Gewichtiger und klarer schon ist die Unterscheidung zwischen dem reifen Männlichen und dem Gesamtcharakter des kindlichen und Weiblichen. Und verfolgt man dann die Sache näher, so charakterisiert sich alles, auch reifer Weibliche, als das dem reifer Männlichen gegenüber weniger entwickelte. Weibliche Leistungen auf irgend einem Gebiet sind eben durchschnittlich die unreiferen; der „Blaustrumpf“ ist lediglich der Mensch, der sich in Litteratur oder andern ohne das wohlervorbene Können zu thun macht.

Kehren wir nun wieder zu den seelischen Folgeeigentümlichkeiten der Geschlechter zurück, so ist die Durchführung aller Unterscheidungsversuche auch deswegen so schwer, weil wir immer in der Gefahr sind, Eigentümlichkeiten, die rein auf augenblickliche Verhältnisse der Bildung, des Verkehrs usw. zurückgehen, für beständige

Geschlechtscharaktere zu halten. Am günstigsten liegt die Sache dort, wo Frauen sich üblicherweise viel betätigen, am ungünstigsten dort, wo sie noch nicht recht zu Wort gekommen sind. Die Bewährung der Frauen auf mathematischem, politischem, geschäftlichem, mimischen Gebiete ist anerkannt genug. Auf dem des Instrumentalspiels und des Gesanges betätigen sie sich massenhaft, und hier möchte man, namentlich im Instrumentalspiel, wirklich ein Weiberfeind, ein Anhänger der Theorie von originärer weiblicher Besonderheit werden. Sie spielen im Durchschnitt einfach unfeindlich, so „ohne Macht und Kraft“. Aber sieht man wiederum näher zu, so ist's abermals die alte Geschichte des Invenientwackens, der Mangel an größerer Gestaltung — ganz wie „bei uns“, nur daß bei uns der Durchschnitt um einiges höher liegt. Was dem Spiel der Frauen fehlt, läßt sich ganz rein als ein musikalisches Defizit analysieren, ohne daß man Spekulationen über Seruelles anzustellen braucht, und läßt sich in jedem Augenblick an einem männlichen Schüler experimentell nachbilden.

Weit zurück sind die Frauen von jeher in der Komposition. Da hätten wir also den Mangel der Schaffenskraft! Allein die Sache ist schlechthin noch nicht so spruchreif. Man „glaubt“ es ihnen nicht recht; und wir dürfen es ihnen nicht verargen, daß sie ihre Kräfte nicht um die Anerkennung verbrauchten, daß sie zurückhaltend sind — eine noch der am ehesten wirklich sexuell-weiblichen Eigenschaften! In den Adressen der Musikerkalender und dergleichen wagen es die wenigsten, sich „Komponistin“ zu nennen, und von weiblichen Kompositionen, ja auch nur Theorielehren hört man fast niemals etwas, obwohl hier das Geschlecht selber doch wahrlich nicht viel in Betracht kommen kann. Nur sind am letzten Sonntag in einem unscheinbaren Konzert Berliner Komponistinnen zum Wort zugelassen worden. Herr A. A. Harzen-Müller, der seine „Schöneberger Volksunterhaltungs-Abende“ unter den primitivsten Verhältnissen tapfer und trotz aller Mittelmäßigkeiten anerkennenswert weiterführt, hat uns mit acht komponierenden Frauen bekannt gemacht, zum Teil unter ihrer eignen Mitwirkung. Zuerst möchten wir, ohne jedoch einen Tadel zu erheben und hauptsächlich, um die Zahl 8 nicht für die Grenze des hier Vorhandenen halten zu lassen, feststellen, daß folgende Namen von Komponistinnen aus Berlin fehlten, die uns aber nur eben zufällig, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, unterkommen: E. Breiderhoff, L. Carreño, M. Danziger, V. Hon, A. aus der Ohe, E. v. Oftergee, E. Streit. Was wir nun hörten — Lieder, Violinstücke, Klavierstücke —, war rechte Weibermusik, will sagen: recht unentwickelt. Nicht einmal der Ehrgeiz, spezifisch modern zu komponieren, trat in bemerkenswertem Grad hervor. Die bei Nachfolgern Mendelssohns übliche Sachweise, die heute die Männer fast ausnahmslos zu verschmähen trachten, lebte wieder auf. Keine rechten scharfen, plastischen Züge; doch trat dies noch mehr bei dem Instrumentalspiel einiger dieser Komponistinnen hervor und kennzeichnet sich hier noch klarer als dort einfach als ein Minus in der Ausreifung.

Gehen wir kurz das durch, was wir gehört haben, wobei freilich der Mangel an Liedertexten störend wirkt! 1. Frl. Hermine Schwarz spielt (mit unklarem und so recht unterschiedslosem Vortrag) drei Klavierstücke von sich, richtige Proben der Schule, zum Teil kindisch; daß wir statt dessen „kindlich“ sagen dürften, dazu müßte die Durcharbeitung vollkommener, nicht an so einförmige Wäße gebunden sein. 2. Miß M. D. Norris ist schon respektabler; macht Mendelssohn; spricht ein wenig aus dem Inneren; schadet sich durch Breite; spielt gewandt und mit einer matten, langweiligen Bornehmheit Violine. Ihre Kompositionen gehen einem wenigstens sozusagen ein und haben manches Feine; leiden an einer aus alten Klaviermoden stammenden Begleitung. 3. Frau Hedwig Levin-Stoelpling: ihre Sängerin Frl. Elisabeth Ohlhoff spricht undeutlich aus, was das Beurteilen sehr erschwert; einen tändelnden, ziemlich reizlosen Charakter ihrer Kompositionen glauben wir immerhin herausgefunden zu haben; mancher rechte frische Zug wird wieder durch eine plumpere Begleitung beeinträchtigt. 4. Frl. Selma Berliner: höchste Sentimentalität, und im eignen Spiel wenig metrische und sonstige Gestaltung. — Angenehm konnte es auffallen, daß kaum eine der vorgeführten Kompositionen so lärmend war, wie es sonst üblich ist — was nun freilich zu dem wenigen „Weiblichen“ gerechnet werden kann.

Die Nummer 4 bedeutete die Grenze der Leistungsfähigkeit unsres Hörens. Um die folgenden Nummern einigermaßen für unsre Klucht aus dem Konzert zu entschädigen, wollen wir sie aufzählen: 5. Frau Mary Clement, 6. Frl. M. v. Wittich, 7. Frl. Anna v. Mosengeil (Pseudonym A. di Nordos-Liek), 8. Frl. Emma Wooge. Alle diese hatten Lieder, die Letztgenannte auch Violinstücke und Frauentanzstücke auf dem Programm. Nennen wir noch u. a. Herrn Max Heine als Klavierhelfer, so ist wenigstens auch das äußere Bild des Konzerts etwas vollständiger gemacht. Zählen wir recht, so waren unter den 40 angekündigten Stücken 24 noch Manuskript.

Auf das entschiedenste können wir zur Fortsetzung solcher Versuche raten. Es handelt sich hier nicht um die höchsten Anforderungen, sondern um eine Revue des Vorhandenen, um einen Einblick in dessen durchschnittliche Höhe, und um eine Gelegenheit für die Künstlerinnen sowie für ihre Berater und Helfer, zu eignen Urteilen über das Erreichte und über das nächst Erreichbare zu gelangen. —

Humoristisches.

— Die Kunst in der Schule. Der Schulinспектор inspiziert in einem entlegenen Schwarzwalddorf die Knabenabteilung. An der Wand erblickt er sofort ein Bild der Nafaischen Madonna und giebt seiner Verwunderung dem jungen Unterlehrer gegenüber sofort lebhaften Ausdruck: es freue ihn, daß der Lehrer durch Anbringen des Bildes bereits in den jungen Gemütern der Knaben Sinn und Verständnis für das Schöne wecke und fortbilde, er gratuliere von ganzem Herzen zu solcher Methode. Etwas beschämt zwar, aber doch pfliffig schmunzelnd, entgegnet darauf der Unterlehrer: „Eigentlich hat die Sache doch einen andern Grund, Herr Schulrat, die ganze Zeit kümmerlten mir die Kuben mit den Ellbogen auf den Schulischen herum und stützten die Köpfe auf die Arme, und da wollte ich ihnen oben an den Engeln nur immer vor Augen halten, wie miserabel so etwas aussieht.“

— Neues von Serenissimus. Serenissimus besucht auf der Reise incognito ein Nachtcafé. Plötzlich sagt er zu seinem Begleiter: „Ach, mein Lieber, haben mich aber in, ah, recht zweifelhaftes Lokal geführt. Damen sind ja hier defolletiert, wie auf unrem Hofball. In einer, ah, anständigen Wirtschaft, kam doch so was, ah nicht vor.“

— Auf der Schmiere! Pfeifen und Zischen; faule Äpfel und Eier sind bereits auf die Bühne geflogen. Umsonst. Der Mime, der gerade mitten in einem endlosen Monologe hält, deklamiert weiter. Endlich schleudert ein Zuschauer mit der Kraft der Verzweiflung einen Stiefel auf die Bühne und der Schauspieler will die Flucht ergreifen.

„Spiel weiter,“ schreit der Direktor aus den Coullissen, „Spiel weiter, bis wir den zweiten Stiefel kriegen!“ — („Jugend.“)

Notizen.

— Theaterkonflikt in Köln. An den vereinigten städtischen Theatern in Köln haben 14 Angehörige des Schauspielhauses und 15 des Opernhauses, mitsamt dem Ballett, von dem neuen Direktor Otto Puschian ihren Vertrag gekündigt erhalten. Herr Puschian will sparen. Die gekündigten und Geschädigten schieben in einer Erklärung die Hauptschuld auf die Theaterkommission, die den früheren Direktor Hofmann von seinem Vertrage entband, dem neuen Direktor Puschian aber keinerlei Verpflichtung auferlegte, die laufenden Verträge zu übernehmen.

— Das Wiesbadener Residenz-Theater hat eine vieraktige Komödie „Neukunst“ von Georg Wilhelm zur Aufführung angenommen. Das Stück soll die neukünsterischen Bestrebungen der Darmstädter Künstlerkolonie zum Hintergrund haben.

— Richard Strauß bringt im nächsten modernen Konzert des Berliner Tonkünstler-Orchesters, das am 16. Februar bei Kroll stattfindet, Smetanas symphonische Dichtung „Labor“ zur Aufführung.

— Karl v. Kaskels Volksoper „Der Duse und das Babeli“, Text von Schriever und Koloden, hatte bei der Erstausführung an der Münchener Hofoper einen starken Erfolg.

t. Die mexikanische Quede. Ein bei uns so verhasstes Unkraut wie das Queckengras erfährt in einigen Ländern und namentlich in Mexiko eine ausgiebige Verwertung, indem man ihm die schlechtesten Landereien überläßt. Aus seinen Wurzeln wird vornehmlich ein Stoff für die Herstellung von Bürsten und Besen gewonnen, die den Vorzug einer großen Widerstandsfähigkeit auch gegen Käse besitzen. Die Ausfuhr der mexikanischen Quede, die vor etwa drei Jahrzehnten erst 55 000 M. brachte, erzielt heute die Summe von über 6 Millionen Mark. An Ort und Stelle wird der Metercenter mit 30 bis 35 M. bewertet, auf den europäischen Märkten natürlich höher, und zwar mit 100 bis 170 M.

— Ein sonderbares Malheur ist dem Kunstkritiker der Wiener „Neuen Freien Presse“, Franz Servaes, passiert. Karl Kraus erzählt in seiner „Fadell“: „Von einer Dämonie, die bis ans Groteske geht,“ schrieb er (Servaes) am 6. Januar in der Besprechung der vom Hagenbund veranstalteten Vödlin-Ausstellung, „ist Vödlins „Judith“. Man kann das Bild für einen Wisz halten, wenn auch für einen unheimlichen, ja ungeheuerlichen. Die Judith wird nämlich als strenge, sittsame Magd gemalt, die das vergossene Blut des von ihr gemordeten Feindes höchst forrest auf einem Tablett in einer Karaffe trägt, neben der noch zum Ueberflus ein paar Weingläser stehen. Dabei ist in das starre, verschlossene Antlitz des Weibes mit den schwergefenkten Augenlidern und in der absichtlich steifen Haltung des Halses, sowie der ausgespreizten, das Tablett tragenden Finger etwas wie ein Nachklang von der grauen That hineingelegt.“ Was Herr Servaes nicht alles sieht! Und Vödlin hat doch bloß die Judith aus dem „Landvogt von Greifensee“ (Gottfried Keller, „Zürcher Novellen“) gemalt, die nach der Festschunde bei ihrem Vater, dem Kapitän, den erhitzten jungen Herren einen Labetrunk kredenzte.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 15. Februar.